

Leseprobe Eine Liebe in Midgard - Romantasy

Adelina Zwaan



Widmung

Es geht nicht darum, was wir erforschen, sondern wie wir die Ergebnisse dieser Forschungen zukünftig anwenden.

Adelina Zwaan

Prolog

Der Mann in dem Fernsehinterview lächelt einnehmend in die Kamera. »Wir schreiben das Jahr 2178. Es sind kleine, archäologische Funde verglichen mit dem Alter unseres Universums. Aber sie regen hoffentlich zum Nachdenken an. Insbesondere, wie die Geschichte der Menschheit seinen Verlauf nahm.«

Seit Tagen reißen sich die Fernsehsender darum, den nonchalanten Gesprächsgast auf ihren roten Sofas begrüßen zu dürfen. Die Presse und die Bevölkerung himmeln ihn an. Überall, wohin ich hinsehe, entdecke ich das attraktive Gesicht.

Inzwischen sogar auf Müslipackungen.

Dort bewirbt er mit einem unglaublich betörenden Lächeln Sammelteile für ein Ausgrabungs-Set. Logischerweise extra für Kinderhände angefertigt, die sich um diese förmlich prügeln. Nebenbei bemerkt, produziert der gewiefte Unternehmer und Marketingexperte diese »Give aways« und streut sie gewinnbringend unter die kleinen Nachwuchsforscher.

Alle sind verrückt nach ihm. Mit seinen paar und zwanzig Jahren überragt er alle bekannten Größen auf seinem Fachgebiet.

Die Archäologie.

Obwohl er grün hinter den Ohren wirkt, zieht er den Erfolg magisch an, wie andere den jahrelangen Misserfolg. Ununterbrochen prästiert er beispiellose, archäologische Funde, die ihresgleichen suchen.

Dieser Umstand brachte ihm den Spitznamen »Steinzeit Goldfinger« ein. Aber ich wage zu behaupten, den verliehen ihm Neider.

Dennoch, ein derartiger Erfolg steigt gewiss zu Kopf. Kann gut angehen, hinter seinem charmanten Lächeln verbirgt sich eine selbstverliebte Persönlichkeit. Jemand, der wie ein Popstar gefeiert wird ... An wem würde das nicht spurlos vorbeigehen?

Zumindest verhält es sich für gewöhnlich so.

Genau diese Tatsache ist mir an der erfolgsverwöhnten Sorte Mensch ein Gräuel. Die kenne ich hinlänglich. Ihre Karriere beginnt meist ab der Schuhgröße zwanzig. Nach einer Norland Nanny besuchen sie ein unerhört teures Elite-Internat, statt in der Freizeit nach einem Regenschauer in matschiger Erde Staudämme zu bauen oder nach Herzenslust bei einem Fußballspiel herumzutoben.

Es folgt eine namhafte Uni, statt ein Jahr auf Weltreise zu gehen und Eindrücke außerhalb von Lehrbüchern zu sammeln. Der Rest klingt in meinen Ohren fade: Kostspielige Armbanduhr am Handgelenk, ebenso teuer erkaufte Freunde, eine Geliebte, die jeden Wunsch erfüllt, endlose Meetings und immer mehr Geld scheffeln.

Durch Geburt verkehre ich in den oberen gesellschaftlichen Kreisen. Meine geerdete Mutter brachte mir jedoch frühzeitig bei, wie ich auf dem Teppich bleibe und keinen Höhenflug durch meinen Status bekomme.

Gott hab sie selig.

Trotz meiner Analyse wende ich den Blick nicht vom Fernsehgerät ab. Ich kann nicht. Seine Augen haben eine recht eigenwillige und außergewöhnliche Färbung, die fesselt. Sie scheint zwischen blaugrün und braun zu liegen und richten sich abermals direkt in die Kamera. Dabei erwecken sie den Anschein, als sähe er mir direkt in mein Herz, welches zur Antwort sofort stolpert.

Herrje, mir kommt es vor, als bemerke er, wie ich in meiner Wohnküche stehe, Salat im Spülbecken wasche, diesen unterhaltsamen Fernsehbeitrag verfolge und seltsamerweise über ihn nachdenke. Besser gesagt, ihn anstarre.

Beileibe, ich finde keine anderen Worte dafür, wünsche aber, es wäre anders. Dieser intensive Blick wirkt geheimnisumwoben und zieht mich magisch an. Vor allem, weil er, aus mir unerfindlichen Gründen alle meine Härchen aufrecht stehen lässt. Auf die eine oder andere Weise werde ich das seltsame Gefühl nicht los, er bemerkt meine Gedanken, denn er schaut recht eigentümlich.

Herr im Himmel, jetzt ist aber mal gut. Er gibt lediglich ein Interview und kann mich gar nicht sehen. Oder von mir wissen. Außerdem: Paranoia ist mir für gewöhnlich fremd.

Dennoch senke ich betreten meinen Blick auf den Salat und wische vehement diese absurden Gedanken fort, die mich umtreiben. Die saftig grünen Blätter schwimmen in dem Spülwasser, was nur schleppend in den Abfluss abläuft. Aus Protest?

»Ah, der Herr Professor gibt wieder ein Interview?«

Johann fragt dies hinter mir stehend, während er mich vorsichtig im Nacken küsst.

»Er ist Professor?«

Verblüfft studiere ich erneut die jungen Gesichtszüge. Genauestens mustere ich die geraden Augenbrauen, die braunen, unbändigen Haare, die geradlinige Nase und den nicht zu auffällig geschwungenen Mund. Alles scheint ausgewogen, obwohl das Gesicht nicht dem heutigen Schönheitsideal eines Mannes entspricht.

Der aktuelle Modetrend besteht aus stark zurückgekämmten Haaren, die die Herren der Schöpfung aufwendig einölen. Seine Frisur hingegen ist das genaue Gegenteil von »en vogue«, denn er ließ es bis zu den Schultern wachsen.

Er trägt sie offen, was rebellisch und revolutionär und ihn in meinen Augen wiederum sympathisch wirken lässt. Geradezu abenteuerlich und aufsässig.

Und interessant.

»Ja, er ist der jüngste Professor dieser Epoche. Mit Vorliebe macht er über seine grandiosen Funde von sich reden. Und daneben mit seiner exzentrischen Erscheinung. Gefällt er dir?«

Johann, der beinahe doppelt so alt ist, wie ich, schaut über die Schulter zu, wie ich den Salat aus dem Waschbecken fische. Ein umwerfendes Parfüm steigt in meine Nase, vernebelt meinen Verstand und spricht alle weiblichen Sinne an.

»Kennst du ihn?«

Ich möchte so beiläufig wie nur irgend möglich klingen, funktioniert allerdings nicht. Meine Stimme vibriert, was sogar die Vögel vor dem Haus irritiert aufschrecken lässt.

»Flüchtig, weil er sich ungern in der Öffentlichkeit zeigt. Keine Empfänge, keine Bälle. Sogar in den Klatschspalten findet sich nichts über ihn. Aber alle Welt spricht über ihn. Stell dir vor: Mit vierzehn verließ er Le Rosey am Genfer See mit Bestnoten. Nach dem Besuch der teuersten Schule der Welt studierte er in Rekordzeit Alterskunde und rüttelt die alten Herren auf der Uni wach. Interessanter Bursche, nicht wahr?«

»An welcher namhaften Universität hat den der Musterknabe studiert? In England, der USA? Was lachst du?«

»Er hat in Leipzig studiert und ich lache nicht über dich.«

»Leipzig? Wirklich? Du scherzt.«

Spätestens jetzt gebe ich Johann einen Grund mehr, sich über mein entgeistertes Gesicht zu belustigen. Mit dieser seltsamen Wahl rechnete ich gewiss am wenigsten. Immer wieder frage ich mich, warum sucht er sich Sachsen aus, finde aber keine plausible Antwort.

»Erstaunlich, oder? Ich frage mich, warum ausgerechnet Leipzig. Niemand weiß es, obwohl sich die namhaften Universitäten nach den Kids aus Le Rosey alle zehn Finger lecken. Stell dir vor, wie enttäuscht sie alle waren. Und wie frappiert. Vor einigen Jahren lernte ich ihn in Leipzig auf einem der vielen, elend langweiligen Symposien kennen. Er hielt eine Rede und mir war sofort klar, dass es dieser Junge einmal weit bringt. Und siehe da, vor Kurzem wird er tatsächlich der jüngste Professor aller Zeiten, findet mir nichts, dir nichts die älteste jemals entdeckte Babymumie und macht zum wievielten Mal auf sich aufmerksam?«

»Ich zähle nicht mit, vermute aber etwas Ähnliches wie ›im Studentakt‹. Rechne es dir selbst aus.«

»Jetzt übertreibst du gewaltig, Emma, und ich würde dich am liebsten dafür rügen. Obwohl seltsam gestaltet sich sein kometenhafter Aufstieg in den Olymp der Archäologie allemal, nicht wahr?«

»Seltsam? Jetzt untertreibst du aber gewaltig. Er ist kaum älter als ich. Wie kann er mit Anfang zwanzig bereits Professor sein, durch mehrere, außergewöhnliche Funde vorweisen und in aller Munde sein? Das ist definitiv etwas anderes als seltsam. Eher unglaublich.«

»Sehe ich genauso, solange dir dabei das Wort genial im Hinterkopf herumgeistert.«

»Schwärmst du etwa heimlich für ihn?«, frage ich grinsend und stelle das Wasser ab.

»Er ist grandios, glaube mir, aber momentan schwärme ich nur für dich. Komm endlich ins Bett, Emmichen, dann zeige ich dir spektakuläre Hieroglyphen, die du als angehende Sprachwissenschaftlerin entschlüsseln und damit ebenfalls weltweites Aufsehen erregen kannst.«

»Johann, er spricht nicht von Hieroglyphen und ich werde mit meinen Forschungsergebnissen nie in meinem Leben Aufsehen erregen. Schon gar nicht weltweit«, verbessere ich gedehnt und winde mich aus seiner drängenden Umklammerung.

»Bei mir schon. Nenne mich also ab sofort: weltweit.«

Begehrlich schmunzelnd schaut er zum Fernsehapparat, dessen Ton er mittels Sprachsteuerung leiser stellt. Mit einem zweideutigen Grinsen manövriert er mich, eine Melodie summend, zum Doppelbett. Schwungvoll stupst er mich in die weiche Matratze und beugt sich zu mir nieder.

Das freche Grinsen erstirbt schlagartig, nachdem ich meine Beine um seine schmale Hüfte schlinge. Bedächtig fährt er mit seiner Hand meine Seite entlang und arbeitet sich sanft zu meiner Körpermitte vor, bis ich meine Augen genüsslich schließe. In etlichen Küssen arbeitet er sich hingebungsvoll vor, während ich zum leiser gestellten Fernseher schaue.

»Jetzt studieren wir zusammen das gedehnte ›A‹ ein, Fräulein Conde und nähern uns langsam dem lang gezogenen ›O‹. Eventuelle Zwischentöne überlasse ich deiner Fantasie. Junge Studentinnen brauchen schließlich hin und wieder eine geistreiche Ablenkung von ihrer anstrengenden Forschungsarbeit. Selbstverständlich nur, um das menschliche Dasein zu genießen, ähm, zu erforschen. Hm, dir gefällt das?«, fragt er entzückt, doch ich fühle mich nicht imstande, zu antworten.

Stattdessen packe ich seinen, an den Schläfen ergrauten Haarschopf und mache deutlich, wonach mir heute der Sinn steht. Ganz der aufmerksame Liebhaber bemerkt er meinen inneren Aufruhr. Gehorsam folgt er meinen kleinen Andeutungen, bezüglich meiner Wünsche, bis ich erstaunlich rasch einen lauten Seufzer ausstoße.

»Das ›O‹ nenne ich wunderbar und sehr langgezogen«, lobt er meinen leidenschaftlichen Ausbruch, liebkost die Hautregion rund um mein Genick und schmiegt sich hinterher an mich.

In den wenigen Wochen, die meine Affäre mit dem Polizeidirektor und Freund meines Vaters andauert, kenne ich ausschließlich diesen Wortlaut. Das liegt hauptsächlich daran, weil er mich diesbezüglich ergeben und begeistert umsorgt.

Freilich bin ich unschlüssig, ob Johann meine Emotionen heute auslöst. Immerfort sehe ich zu dem Mann, der unaufdringlich in die Fernsehkamera lächelt und mit seinen faszinierenden Augen mein haltloses Herz aufwühlt.

Ausführlich berichtet er über den neuesten Fund in der Atacama-Wüste, wo noch immer Mumien der Chinchorros gefunden werden. Dieses

südamerikanische Jäger- und Sammlervolk hält Wissenschaftler aller Sparten mit ihrem hochkomplexen Totenritual in Atem.

Was er gefunden hat, legt nahe, es ist älter als die jemals gefundene Mumie, die ›Acha-Mann‹ genannt wird und über neuntausend Jahre alt ist. Wenn sein neuester Fund in der Zeit vor dem Acha-Mann fällt, stellt das im gewissen Sinn die Wissenschaft auf den Kopf. Obendrein wirft es ein völlig neues Licht auf die unerforschte Chinchorro-Kultur.

Doch das ist jetzt für mich belanglos, obwohl es als überragende Forscherarbeit gilt. Die ganze Zeit durchbohrt mich der Blick, der nichts anderes als mir zu gelten scheint. Zumindest bildete ich es mir in meiner lebhaften Fantasie ein, kurz, bevor ich durch Johanns Zärtlichkeiten nicht mehr an mich halten konnte und laut aufseufze.

Diese tiefschürfend dreinschauenden Augen sehen mich an, bis ich vollkommen in mir ruhe, als hätte ich mit ihm, nicht mit Johann ...

Mit einem Satz zerstört Johann alle glühenden Fantasien, die mich jetzt und schon vorhin in Verzückung versetzt haben. »Ich muss leider gleich los. Meine Jungs wollten heute Nachmittag mit mir angeln.«

»Wir treffen uns nicht wieder«, entgegne ich schläfrig von der Anstrengung und entkräftet, weil ich inneren Frieden finde. Ich drehe mich, um ihn dabei in die Augen zu sehen.

»Dabei waren wir erst beim ›O‹ und ich hätte noch gerne bis ›Z‹ weitergemacht.« Er scherzt unsicher und wägt ab, ob ich es tatsächlich ernst meine.

»Belassen wir es dabei und du gehst mit deinen beiden Jungs angeln.«

»Du schickst mich fort, Emmichen?«, fragt er bekümmert und ertastet vorsichtig meine Hand, die ausgestreckt neben meinem Körper ruht.

»Das finde ich besser für alle Beteiligten. Bei Vaters Gesellschaften kann ich deiner Frau nicht ohne schlechtes Gewissen in die Augen sehen. Ich mag Babette, musst du wissen, denn sie ist eine herzensgute Frau. Ehrlich, unaufdringlich und humorvoll. Außerdem war dir doch höchstwahrscheinlich klar, dass es mit uns nicht über ein paar klangvolle A-Töne hinausgeht, oder?«

»Nein, Emmichen. Mir war das klar«, gesteht er flüsternd. Vorsichtig berührt er mit seinen Lippen die empfindsame Haut am inneren Handgelenk, an der meine Venen leicht hervortreten. »Dann ist das jetzt unser Lebewohl?«

»Nein, kein Lebewohl. Nur ein Abschied, denn wir sehen uns am Freitag. Vater liebt seine Gesellschaften. Und Babette liebt sie ebenfalls. Dort sehen wir uns. Wahrscheinlich hilft Vater die lieb gewonnene Tradition über die Einsamkeit hinweg.«

Ich möchte ihn aufmuntern, was eindeutig misslingt. Betrübt nickt Johann, senkt seinen Blick und erhebt sich schwerfällig von meinem Doppelbett. Während er das Hemd vom Boden aufhebt, seufzt er und hält für eine Weile inne. »Ich mache mir Sorgen um Constantin. Dein Vater wirkt in letzter Zeit fahrig,

redet von ungereimten Dingen und deponiert seine Schuhe im Laborbrutschrank, in dem die Petrischalen-Kulturen reifen. Du musst dringend etwas unternehmen, weil er augenscheinlich Hilfe braucht. Er scheint den Tod deiner Mutter nicht verkräftet zu haben und du im Übrigen auch nicht.«

»Wir kommen klar«, versichere ich halbherzig, sinke wieder in das Kopfkissen zurück und sehe abwesend zum Fernseher.

Dort lacht der junge Mann, dessen Titel und Name erneut unterhalb seines ungewöhnlich symmetrischen Gesichts eingeblendet wird. Askel von Holst, Professor der Archäologie. Abermals bringt er mit seinem Lächeln mein Herz zum Schmelzen.

Ich bin nicht der Typ Frau, der bei Männern in erster Linie auf Äußerlichkeiten Wert legt oder sich jemand anderem bei Intimitäten vorstellt. Aber er hat etwas an sich ...

»Da bin ich anderer Meinung«, unterbricht Johann erneut meine Träumereien und setzt sich so vor meinem Bett, damit ich ihn ansehen muss. Auf diese Weise versperrt er mir die Sicht auf den unwiderstehlichen Professor, der mich auf ungewöhnliche Weise in seinen Bann zieht. »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Nein, denn will ich keinen Ton davon hören«, entgegne ich gelangweilt und schaue an ihm vorbei.

Johann erweist sich mit jedem Treffen ritterlicher und zärtlicher. Anfänglich überraschte es mich gehörig, bringt mich nun allerdings immer mehr durcheinander. Ich blicke zu seiner Frau auf und mag sie nicht hintergehen, fühle andererseits jedoch, als wäre Johann ein Strohalm, der mich vor dem Ertrinken bewahrt.

Vorsichtig schiebt er sich in mein Blickfeld. »Ich würde es dir gegenüber nicht erwähnen, aber sie reden mittlerweile auch über dich und das setzt mir wirklich zu, Liebes.«

Erbost fahre ich auf. Zu genau ahne ich, worüber sich die Gelehrten an der Universität und angeblichen Freunde von Vater das Maul hinter meinem Rücken zerfetzen. Ich lege alle Wut, die ich diesbezüglich darüber empfinde in diese Worte und sehe ihn bitterböse an.

»Meine Mutter hätte nicht an einer läppischen Lungenentzündung sterben müssen und ich will meine eigenen Fehler machen dürfen«, schreie ich trotzig. »Wenn die hohen und gelehrten Herren sich mit ihren Scheiß Forschungen besser auf das Immunsystem konzentriert hätten, könnte meine Mutter noch immer leben! Noch immer, verstehst du?«

Bekümmert betrachtet er mich und berührt besänftigend meinen Unterarm. »Eine Lungenentzündung ist nie läppisch. Nicht einmal für junge, gesunde Menschen.«

Mit wutverzerrter Miene speie ich direkt in sein Gesicht: »Sie wäre es, wenn sich Vaters Kollegen mit ihren Forschungen daran, anstelle der Gentechnologie festkrallen würden. Anscheinend bringt ihnen aber nur diese Sparte der

Wissenschaft schnellen Ruhm, ein hohes Einkommen und weltweite Aufmerksamkeit ein. Was bedeutet ihnen da schon eine Frau, die eine Krankheit dahinrafft, die im Jahre 2178 längstens ausgerottet sein müsste.«

Noch nach über einem Jahr peinigen mich nachts die Bilder meiner schwerkranken Mutter, die im Todeskampf nach jedem Rettungsanker griff und dennoch den aussichtslosen Kampf verlor. Mit ihrem Tod büßte ich ein empfindsames Gleichgewicht ein.

Und den Glauben an eine gerechte Welt.

»Emma, ich bin seit zwanzig Jahren mit Babette verheiratet. Ich dachte nie auch nur im Entferntesten daran, sie zu verletzen. Trotz alledem sitze ich in diesem Augenblick neben dir. Was glaubst du, aus welchem Impuls heraus ich das tue?«

»Pah, weil ich nach einem Spaziergang durch den Garten freiwillig die Beine breitgemacht habe und du dich in Ruhe an mir für deine Frau heißmachen kannst?«, gebe ich spöttisch, aber mit zittriger Stimme zurück.

»Ich wünschte, du hättest deine Problematik mit besser durchdachten Worten ausgedrückt, liebe Emma. Zu keiner Zeit sah ich nur das in dir. Ich ahne jedoch, dass du über diese Tatsache Kenntnis besitzt und dich momentan einfach nur haltlos fühlst«, entgegnet er in dem ihm eigenen Flüsterton, der eindringlich, aber zu gleichen Teilen sanft wirkt.

Das ist einer der Gründe, warum ich mich mit ihm einließ. Johann wirkt beruhigend und besänftigend in einer haltlosen Zeit, in der ich mich gerade selbst verliere. Eingeschnappt darüber, wie er hervorragend mich einschätzt, lasse ich mich auf mein Kopfkissen fallen.

In der Tat, nach Mutters Tod hatte ich viele amouröse Abenteuer. Gelegentlich sogar zeitgleich. Was das Getuschel und die engstirnige Meinung der Mitmenschen betrifft, fühle ich mich wie ins dunkelste Mittelalter zurück versetzt.

Störrisch und in Unreinen mit meinen vielfältigen Emotionen überfordert, bedecke ich das Gesicht mit meinen Händen, um die aufsteigenden Tränen besser zu kontrollieren und zu unterdrücken. Es funktioniert nicht. Noch immer sehe ich deutlich das Bild meiner sterbenden Mutter vor mir, die in Vaters machtlosen Armen verstarb.

Danach stürzte sich Vater mit gebrochenem Herzen in die Forschungsarbeit und vernichtete in blinder Zerstörungswut den Großteil seiner Aufzeichnungen. Mir erschien es, als hätte er erkannt, dass Gentechnik zwar gewinnbringend erforscht wird, aber simple Krankheiten die Menschen unbarmherzig dahinraffen.

Und Familien hinterher auseinanderbrechen.

Ich stürzte mich nicht in die Arbeit, wie Vater, sondern Hals über Kopf in jede Menge substanzlose Liebesbeziehungen. Einzig, um mich zu betäuben. Diesen schrecklich plagenden Schmerz zu betäuben. Ich finde jedoch nie das, wonach

ich mich in schlaflosen Nächten verzehre. Das, was mir nach dem qualvollen Ende von Mutter an Fülle fehlt und wovon ich nie zuvor ausging, es überhaupt eines schönen Tages verlieren zu können.

»Weine dich getrost aus, Liebes«, tröstet Johann mich sanftmütig, zieht mich beharrlich in seine Arme.

Er wiegt mich geduldig, als sei ich ein wehrloses Kleinkind. Johann kennt mich, seit ich denken kann. Womöglich schon seit meiner Geburt, doch nie in meinem Leben sprach er mir mehr Mut zu und küsste meine tränennassen Wangen trocken als im Augenblick. Er hält mich, gibt mir sein Ehrenwort, stets für mich da zu sein, wann immer ich nach ihm rufe.

Jedes Mal, wenn er dieses Versprechen leise in mein Ohr murmelt, ergebe mich meinem Schicksal und weine zügellos all meinen versteckten Kummer in die grausame Welt hinaus, die mir kaltblütig meine Mutter geraubt hat.

»Sie fehlt mir so entsetzlich!

»Nicht nur dir, Liebes«, flüstert er und wischt jede Träne fort, die über meine Unterlider kullert. »Allerdings würde sie die Richtung, in die du derzeit läufst, ebenfalls ins Grab bringen. Lass mich so lange an deiner Seite, bis du ihren Verlust überwunden hast. Ich kann dir nicht versprechen, das für dich zu sein, was dich glücklich macht, aber ich möchte in dieser schwierigen Zeit nicht von deiner Seite weichen. Bitte schicke mich nicht fort.«

»Und verletze deine Frau gleichzeitig?«

»Sprechen wir nicht über Babette.«

»Theo will mich auch beschützen«, murmele ich urplötzlich lachend und denke an den blässlich wirkenden Mann, der als Vaters Nachfolger gehandelt wird.

Er geht bei uns Daheim ein und aus, sitzt beim Abendessen mit am Tisch und diskutiert mit Vater die neuesten Forschungsergebnisse. Neuerdings wirkt Vater jedoch abwesend, als stieße ihn dieses Thema ab. Dabei liebte er es früher, mit Theo darüber zu sprechen.

Oft sogar nächtelang.

Solange ich zurückdenken kann, sitzt Theo zu den Mahlzeiten an unserem Tisch. Aber seit Mutters Tod ist alles anders. Irgendwie aus dem Gleichgewicht geraten.

»Gott bewahre! Nein, Theo ist nicht der Typ Mann, der in der Lage ist, dich zu beschützen. Ich beobachte ihn genau.«

»Du spionierst ihm nach?«, frage ich und wische mir, darüber äußerst belustigt, mit meinem Handrücken eine Träne fort.

Johann beugt sich zu mir vor, küsst mich sanft auf meine Stirn und belässt seine Lippen für eine Weile dort. »Nein, aber dir.«

Tapfer, aufgepäppelt und zuversichtlich wische die letzte Träne aus meinem rechten Augenwinkel. »Sehen wir uns also morgen bei Vaters Empfang?«

Erneut küsst mich Johann auf die Stirn und erhebt sich, um sich im Badezimmer frisch zu machen. »Sehr, sehr gerne. Du hast es geschafft, dass ich schleunigst nach Hause zu Babette muss.«

»Ich denke, du gehst mit deinen Kindern angeln.«

»Ja schon, aber für Babette muss ich mir vorher Zeit nehmen. Andernfalls fange ich keinen einzigen Fisch, weil ich immer nur an das eine denken kann.«

Bevor ich mich auf Johann einließ, bot er mir eine kleine Übereinkunft an. Er holt sich bei mir mehr oder minder Appetit, der ihm zu Hause durch all die Ehejahre abhandengekommen zu sein scheint, stillt sein körperliches Verlangen jedoch ausschließlich mit Babette. Zweifelsfrei liebt er sie und bildet sich ein, es kommt keinem Betrug gleich, mich auf unfassbar erotische Weise zu befriedigen. Wie auch immer er es anstellt, nie weiter als bis zu ebendieser Grenze zu gehen, es tut den Liebesaktivitäten seiner Ehe gut.

Und ich wäre augenblicklich ohnehin nicht für eine Beziehung gewappnet.

Er betont ständig, dass er auf mich aufpassen möchte. Väterlich besorgt sieht er mich an und stellt fantastische Dinge mit mir an, bevor er angestachelt zu Babette ins Bett krabbelt. Für mich ist das einer der triftigsten Gründe, warum ich keine anderen Abenteuer mehr brauche. Eben eine typische Win-win-Situation, von der sogar Babette profitiert.

Mehr oder weniger.

Aber ich hege nicht die Absicht, mich tiefergehend mit ihrer Beziehung zu befassen, weil ich alle Hände voll mit mir zu tun habe. Es klingt egoistisch, ich weiß, aber ich befinde mich diesbezüglich in Ausbildung und lege diese Trotzphase bestimmt bald ab. Eines Tages.

Wenn ich Mutters Tod verarbeitet habe.

»Wie ich aus sicheren Quellen erfahren habe, spekulieren sie lebhaft an der Universität, wie lange sich dein Vater noch auf seinem Posten hält. Was das bedeutet, muss ich dir nicht erklären.«

Soeben kommt Johann aus dem Badezimmer, um sich von mir zu verabschieden. Er schlüpft in seine Schuhe, verknotet die altertümlichen Schnürsenkel und streift sich sein Jackett über. »Ich fürchte, die alten Freunde, die ihm noch geblieben sind, können nicht mehr lange etwas für ihn tun und seine Karriere endet unschön. Obendrein hat er sich mit der Vernichtung seiner Aufzeichnungen Feinde bis weit nach oben gemacht. Von dort kann er keinerlei Rückendeckung erwarten. Ich mache mir ernsthaft Sorgen.«

»Ich weiß. Auch von zu Hause schleppt er bergeweise Kartons in seinen Wagen und schafft sie an irgendeinen Ort. Die da oben haben ihn noch nie interessiert. Ich bringe ihn nächste Woche zu einem Facharzt. Danke, dass du und deine Freunde ein Auge auf ihn werft.«

»Leider rollen deren Schädel als Nächstes, wenn du nicht bald etwas unternimmst. Die Geldgeber für seine Forschungen sind echt angesäuert, seit er ihnen den Rücken kehrt. Die Szenen, die sich abspielen werden immer

unangenehmer. Hässliche Anschuldigungen fallen und jede Seite ist kurz davor, die Nerven zu verlieren. Mit der Vernichtung der Aufzeichnungen gestaltet sich alles prekärer. Die Lage ist absolut besorgniserregend.«

»Mit besorgniserregend meinst du seine Meinung zum Thema gentechnische Selektion? Ich finde nach wie vor, er hatte gute Gründe, die Nutzung der erforschten Techniken kritisch zu hinterfragen.«

»Versteh doch! Einige wollen unbedingt die Unsterblichkeit und gehen dafür sogar über Leichen. Seine Forschungsergebnisse sind die Grundlage und zeitgleich das Ziel. Verstehst du, was das bedeutet?«

Fassungslos blicke ich drein. »Sie würden sogar über seine Leiche gehen?«

Johann seufzt: »Die Abgründe der menschlichen Seele sind immens, Emmichen. Es ist ein Drahtseilakt, sich mit dieser Sorte Mensch abzugeben, glaube mir«, erklärt er, tritt dabei näher zu mir und küsst mich auf meinen Mund, obwohl es laut unserer Absprache ein Tabubruch darstellt. Normalerweise bleiben Küsse Babette vorbehalten.

Kapitel 1



Zehn Jahre später verliere ich mich in einen Traum. Füße stampfen in Pfützen, deren Wasser wild durcheinander aufspritzt und die unteren Hosenbeine beschmutzt. Die Flecken, die dadurch entstehen, nehmen kein Ende.

Der mitreißende Rhythmus, den dicke Regentropfen vorgeben, berauscht und beflügelt offensichtlich die beiden Tanzenden. Immer ausgelassener hüpfen sie. Die gleichmäßigen Bewegungen mit dem drängenden Rhythmus der Trommeln lässt mein Herz vor Aufregung hämmern, als wäre es kein berauscher Tagtraum, sondern real.

»Emma, kommst du kurz?«

Seit Tagen klingt die Stimme von Theo angespannt. Jetzt höre ich deutlich heraus, wie es um sein Nervenkostüm steht. Belegt, beinahe krächzend und viel zu schrill für einen Mann Mitte vierzig reißt sie mich gewaltsam aus dem Traum.

Obwohl ich ihm im Gästezimmer meines Elternhauses ein Bett hergerichtet habe, schläft er nicht darin. Mein Vater wird durch die fortgeschrittene Demenzerkrankung in einem Pflegeheim betreut. Mein Elternhaus bewohne ich daher allein. Ehrlich gesagt hatte ich mich ein wenig auf Abwechslung und nette Gespräche gefreut, sehe mich aber schwer enttäuscht.

In seinem Zustand ist Theo alles andere als ein angenehmer Gesprächspartner. Auch kein guter Gesellschafter, denn er durchforstet lieber bis in die frühen

Morgenstunden Vaters erhalten gebliebene Unterlagen im Speicher, statt Muße für einen ausgedehnten Spaziergang aufzubringen. Bisweilen reagiert er unwirsch auf alle meine Ablenkungsversuche und blättert wie ein Besessener die alten, verblichenen Aktennotizen durch.

Damit strapaziert er ungewollt mein Nervenkostüm als Gastgeberin, denn das reagiert schon ähnlich mit Reizbarkeit auf jede Lappalie. Ich versuche, seine Situation nachzuvollziehen.

Aktuell verfolgen ihn sensationshungrige Reporter, die vor der heutigen Preisverleihung auf eine einträgliche Geschichte für ihre Klatschmedien hoffen. Kurzerhand bot ich ihm Quartier an. Nichts ahnend, wie extrem meine Privatsphäre damit eingeschränkt wird.

Er zitterte stark und sah mitgenommen aus, nachdem er eines Abends an der Tür klopfte und um Unterschlupf für die letzten Tage vor der Preisverleihung bat. Mittlerweile kann ich es kaum erwarten, sie endlich hinter mir zu haben, denn dann herrscht in seinem und meinem Leben endlich wieder Ruhe.

»Emma, kommst du?«

Die schrille Stimmfärbung reißt Theo mich unsanft aus meinen lebhaften Träumereien. Zur Ordnung gerufen straffe ich mich auf meinem Bürostuhl und sehe durch die Tür des Arbeitszimmers in das Gästebad. Unwillig und mich langsam von der Achterbahnfahrt der Gefühle erholend erhebe ich mich.

Egal, wie sehr ich mich anstrenge oder alle Kräfte anspanne, um die Träumereien zu unterdrücken, es bewirkt meistens das genaue Gegenteil. Die bloße Vorstellung von den tanzenden Füßen in den Pfützen versetzt mich unerklärlicherweise in ein für mich unbekanntes und ungewohntes Hochgefühl. Mit jedem Regentropfen erfasst es meinen gesamten Körper und erzeugt ein bis dahin unbekanntes Glücksgefühl.

Und auch jetzt verschlägt dieses Gefühl mir schier den Atem, obwohl ich nicht einmal annähernd benennen kann, warum ich alles so intensiv fühle.

»Emma?«

Theo klingt nun argwöhnisch, weil ich noch immer nicht reagiere. Schnell senke ich meine Hand, die auf dem Brustkorb ruht, als könnte ich so all die Sinneseindrücke aus meinem Wachtraum noch ewig dort bewahren.

In wenigen Stunden wird Theo ein weltweit begehrter und hoch dotierter Preis für seine Forschungsarbeit überreicht. Danach belagern ihn Reporter für Fotos und scharen sich um ihn wie Stubenfliegen unter einer Lampe. Anschließend kehrt er in das avantgardistische Kugelwohnhaus aus recyceltem Kunststoff zurück.

Spätestens dann kehrt Ruhe in dieses Haus. Keine schrillen Stimmen, keine gereizten Antworten, kein Gepolter auf dem Dachboden.

Seit Jahrzehnten forscht Theo im Bereich gentechnisch modifizierter Organismen. Heute erhält er dafür einen Lorbeerkranz. Die Tatsache finde ich

merkwürdig, verdreht und zynisch, denn er arbeitet gegen die Natur, nicht mit ihr zusammen.

Das stört mich. Er weiß es, lächelt aber immer nachsichtig mit mir.

Die Evolution findet heutzutage im Labor statt, gesteuert durch Wissenschaftler und Mediziner. Kurz, durch Forscher wie Theo, nicht durch die Gegebenheiten der Natur.

Mithilfe von Selektionsmethoden per Labor können seit Mitte des einundzwanzigsten Jahrhunderts dank der Genschere Kinder gezielt nach den verschiedensten Kriterien erschaffen werden. Dabei wird die DNA gezielt geschnitten und manipuliert, um Gene einzufügen, zu entfernen oder auszuschalten.

Zahlungskräftige Kunden, ich meine damit Eltern, überlassen heutzutage nichts dem Zufall und setzen sich die Kinder wie in einer Art Baukastensystem zusammen. Sie haben zumeist Wünsche an spezielle Begabungen, dem Intellekt oder an eine makellose Schönheit. Selbstverständlich ist der Ausschluss bestimmter Gendefekte ein alter Hut und im Preis inbegriffen.

Ein chinesischer Forscher manipulierte im Jahre 2018 erstmals offiziell menschliche Embryonen auf diese Art und pflanzte sie Frauen ein. Nach anfänglicher Empörung unter den Fachleuten brach ein weltweiter Wettkampf in der Genforschung aus, der bis heute anhält.

Das Forschungsgebiet ähnelt in seinen Grundzügen einem Goldrausch und erreicht teilweise ebensolche bizarren Dimensionen. Wer über genug Geld verfügt, ›bestückt‹ seinen Nachwuchs mit praktisch allem derzeit Umsetzbarem, womit die Genforschung aufwartet. Der langen Rede kurzer Sinn: Es ist die Modifizierung des Nachwuchses für Rendite in Form von Erfolg, Einfluss, Geld oder Herrschaft.

Für diese Klientel spielt der Preis eine untergeordnete Rolle.

Theo ging mit seinem Team einen Schritt weiter als alle Wissenschaftler vor ihm. Unterschiedliche Forscher fachübergreifender Richtungen, die an Möglichkeiten der menschlichen Zellregeneration forschen, arbeiten unter seiner Federführung. Er gilt als Genie seiner Zunft.

Inzwischen leitet er die weltweit größte Forschungsstation auf diesem Gebiet, publiziert kontinuierlich in Fachzeitschriften und präsentiert ununterbrochen neue, spektakuläre Forschungsergebnisse.

Meinem Vater gelang einst die absolute Modifikation eines Babys, das widerstandsfähig gegenüber Krankheiten war und sich bei Verletzungen selbst regeneriert. Theo arbeitete in seinem Team, wurde schnell sein Vertrauter und Freund der Familie. Einst war er der beste Student seines Jahrgangs und glühender Anhänger von Vaters Forschungsergebnissen, die seinerzeit aufsehenerregend, spektakulär und skandalös zu gleichen Teilen waren.

Unter Insidern gelten Vaters Forschungsergebnisse noch heute als Vorstufe zum ewigen Leben. Hinter vorgehaltener Hand wird gemunkelt, er fand

tatsächlich eine Art Schlüssel, der alle Wünsche wahr werden ließ. Das einzige Experiment scheiterte kläglich, denn das Kind verstarb noch im Mutterleib.

Stimmen, die beharrlich behaupten, es war vorsätzlicher Mord, verstummen heute auch nicht.

Ein gewaltiger, mehrmonatiger Aufschrei ging mit diesem, wenn auch gescheiterten, Forschungsversuch durch die Presse und alle bedeutenden wissenschaftlichen Fachzeitschriften. Vater löste die heftigste, jemals geführte Debatte über die Ethik dieses Forschungsgebietes aus. An dem Goldrausch änderte es rein gar nichts.

Nach Mutters Tod und seiner aufkeimenden Krankheit vernichtete er alle Aufzeichnungen. Damit den Schlüssel. Auch hier verklingen die Stimmen niemals, die behaupten, er wurde wegen seines plötzlichen Sinneswandels »geopfert« und von seinen Gegnern mit einer Krankheit ausgeschaltet.

Meiner Meinung nach sind das wüste und haltlose Verschwörungstheorien. Demenz ist kein Gebrechen, welches mittels Injektionsspritze verabreicht werden kann, damit er schweigt. So weit ist die heutige Forschung nun auch wieder nicht.

Theo möchte dieses verloren gegangene Puzzle mühsam zusammensetzen und den Schlüssel wiederfinden. Er übernahm Vaters Position und führt die Studien weiter. Wie makaber ich das finde, kann ich nicht in Worte fassen.

Schon die geschichtliche Vergangenheit des letzten Jahrhunderts erzählt von Menschen, die zum Mond flogen, was etliche Milliarden verschlang. Gegen den Hunger auf der Erde oder der Erforschung von altersbedingten Krankheiten wurde dagegen schon immer nur ein Bruchteil von diesen Geldsummen aufgewendet. Als sollte es absichtlich so sein. Bis heute hat sich nicht viel an dieser Vorgehensweise geändert und wir schreiben das Jahr 2188.

»Hey, warum antwortest du mir nicht?«

Das fragile Konstrukt meiner Gedankenwelt verblasst zusehends. Erschrocken bemerke ich, wie Theo zu meinem Schreibtisch tritt, an dem ich nur so tue, als arbeite ich den riesigen Berg Unterlagen ab. Der Auftraggeber drängelt bereits, sie endlich ausgehändigt zu bekommen. Es ist augenfällig: In letzter Zeit arbeite ich weniger, als mir lieb ist, denn diese Vision überfällt mich inzwischen auch bei wichtigen Tätigkeiten.

»Ich, ähm ...«

»Was ist mit dir? Ich dachte, du arbeitest an den geheimen Übersetzungen für das Gugenheimer-Projekt?«

Ich sehe auf den Notizzettel hinab, der vor mir liegt und aus Kalksteinmehl besteht. Auf dem liegt ein Stift, doch anstatt Zahlen, Notizen oder Berechnungen der Kosten aufzuschreiben, zeichne ich planlos Rhomben. Die ergeben nicht den geringsten Sinn oder dienen der zu erledigenden Aufgabe, daher öffne ich eine leere Dokumentseite auf meinem hochmodernen Tablet.

Peinlich berührt sehe ich zu Theo auf. »Nun, Rhomben habe ich schon einmal gekonnt festgehalten. Morgen übe ich einen Kreis«, übergehe ich meine Kopflosigkeit mit einem halbwegs abgeschmackten Versuch, der einmal Scherz werden wollte. »Wie schön. Du bist fertig angezogen.«

Vorsehentlich stoße ich gegen den vorsintflutlich aussehenden Papierkorb, den schon meine Mutter an ihrem Schreibtisch zu stehen hatte. Wieder halte ich eine Sache für makaber, denn ein Papierkorb dient dazu, Papier zu sammeln.

Holz, aus dem es hergestellt wird, ist heutzutage weitestgehend abgeholzt. Übrig geblieben sind kaum nutzbare Sträucher und auch nur die Überlebenskünstler unter ihnen. Papier gleicht einer Kostbarkeit, darum verwenden wir heutzutage Steinpapier.

Meinem Wissen nach existiert nur noch ein kleiner Restbestand an Bäumen. An einem unbekanntem Ort. Ob das stimmt, weiß aber niemand so genau.

Wegstellen oder entsorgen möchte ich den Papierkorb nicht, denn ich finde ihn ebenso kostbar, wie all die schönen Erinnerungen an meine Mutter. Sie war Sprachwissenschaftlerin. Wie ich.

Ein Beruf, für den sie mich in meiner Kindheit begeistert hat. Er erinnert mich daran, wie ich als Dreikäsehoch neben ihrem Schreibtisch hockte und meine erste Fremdsprache lernte.

Altgermanisch.

Theo reckt seinen Kopf in die Höhe, um mir dabei nicht in mein Antlitz sehen zu müssen. »Bindest du mir lebenswürdigerweise die Krawatte?«

»Komm her.«

»Ziehst du das dunkelgrüne Abendkleid an?«

»Das ist inzwischen unmodern. Ich war sechzehn, als ich es auf meiner ersten, offiziellen Freitag-Abend-Gesellschaft von Vater trug.«

»Es war wunderschön.«

»Ich weiß. Wochenlang und auf Kosten der Nerven meiner Mutter klapperte ich jede Boutique in der Stadt ab. Es muss etwas Besonderes gewesen sein.«

»Das war es. Es betonte deine blasse Haut, die flammend rote Haarfarbe und die grünen Augen. Diese Farbe existiert kaum noch und gilt als ausgestorben.«

»Nun, ich lebe. Aber du bist der Experte, was Gene betrifft.«

Ein Ziel der Evolution ist es, sich ständig weiterzuentwickeln. Auch, wenn dies bedeutet, blonde und rothaarige Gene werden seltener weitergegeben. Vor Jahrzehnten lamentierten ganze Bevölkerungsschichten gegen diese ›Durchmischung‹, vergaßen aber, dass die Natur nichts grundlos tut. Sie lebt, entwickelt sich, zerstört Gestriges, bringt aber genauso gut pausenlos wundervolle, neue Dinge hervor.

»Ich finde es großartig, dass du mich heute Abend begleitest«, murmelt Theo an die Zimmerdecke sehend.

»Wie könnte ich mir Oktopusherz entgehen lassen?«, spöttele ich und binde die altmodische Krawatte, die er heute Morgen in Vaters Kleiderschrank entdeckt hat.

Sie passt wenigstens zum Anzug, der ebenso uralte und unmodern wirkt, wie die Garderobe meines Großvaters. Was Mode betrifft, scheinen alle Wissenschaftler ausgesprochene Muffel zu sein. Den blütenweißen Kittel trägt er für seinen Lebtage gerne und setzt gewiss nur unter Androhung des Todes einen Fuß in ein Modegeschäft für Herren.

»Du hasst Oktopusherz und wirst alle in Grund und Boden diskutieren, die es für eine Delikatesse halten«, kommentiert er meine kritische Haltung zur derzeitigen Umweltpolitik.

Meine Haltung, die wenige Menschen der Oberschicht teilen, richtet sich gegen alle, die die letzten verbliebenen Fischbestände der Weltmeere rücksichtslos als Spezialität verspeisen, während der Rest der Menschheit sich mit Konserven von pürierten und mit Zusatzstoffen versetzten Quallen begnügt.

»Doch wohl nicht grundlos. Wie kann es sein, dass Umweltaktivisten im Untergrund leben und um ihr Leben fürchten, wo doch offensichtlich ist, dass wir auf einen Abgrund zurasen? Ich möchte nicht schon wieder anfangen, aber früher konnten die Leute wenigstens für ihre Sache auf die Straße gehen ...«, entgegne ich entsprechend emotional und schiebe energisch den Knoten zum Kragen hinauf. »Ich komme dir zuliebe mit. Vergiss das nicht. Ich brauche den Zirkus nicht. Den ganzen Firlefanz. Du bist für drei Menschen nervös und einer muss schließlich den Kopf auf den Schultern tragen, oder etwa nicht? Ich reiße mich für heute Abend zusammen. Extra für dich.«

»Lieben Dank. Sei nett zu Herrn Wenzin.«

»Ausgeschlossen. Ich sage, was ich denke, oder ich bleibe hier«, entgegne ich mit meiner Hand abwinkend und wende mich zu den ungeordneten Papieren auf meinem Schreibtisch.

»Ach komm! Er ist nicht so schlimm, wie du immer denkst.«

»Wir haben nun einmal eine unterschiedliche Sicht auf die Dinge, Theo«, murmele ich und wende mich zum Schreibtisch.

Die Übersetzungen für das Forschungsprojekt von Herrn Gugenheimer gehen schleppend voran. Ewigkeiten schiebe ich die Zusammenfassung meiner Arbeit vor mir her. Mir sind die Ansichten zuwider, mit der dieser unmögliche Mensch die indigenen Völker Skandinaviens als primitiven Volksstamm abstempelt.

Nun, ich lerne insofern dazu, als ich in Zukunft derartige Aufträge im Vorfeld besser unter die Lupe nehme und notfalls ablehne. Seit einigen Tagen überlege ich ernsthaft, die Aufzeichnungen kurzerhand zu vernichten.

Wie Vater einst seine.

Die Welt nutzt sie sowieso nie für das, was Forscher bezweckt haben. All die guten Ansätze verpuffen in der Luft. Die Gier der Menschen kehrt alles ins

Gegenteil, ramponiert unnötigerweise die Welt und lässt mich nun schwer aufseufzen.

Inzwischen verstehe ich sehr genau, wie wenig Vater damals seine Ideale verraten konnte. Besonders mit dem Wissen darum, wie das jeweils bestehende politische System die Ergebnisse gezielt nutzt, um die Natur nach Belieben und Gutdünken der oberen Zehntausend zu verbiegen.

»Emma?«

Theo ergreift mein Handgelenk genau in dem Moment, in dem ich mich vom Schreibtisch entferne. Nachdem er mich für einige Sekunden auf diese Art ansieht, schellt es an der Tür.

Darüber erschrocken, zucke ich zusammen. »Das wird der Chauffeur sein und dabei ich bin noch nicht einmal umgezogen«, flüstere ich plötzlich panisch und entziehe mich geschwind seinen Fingern. »Gehst du an die Tür oder soll ich?«

»Was, wenn es Reporter sind?«

»Wie sollen diese Schmierfinken herausgefunden haben, dass du dich hier bei mir versteckst?«, winke ich ab, schaue ihn dennoch verunsichert an, weil sich seine Miene zusehends verändert. »Gut, ich gehe nachsehen und du bleibst besser hier in Deckung. Wenn es ein Klatschreporter ist, wimmele ich ihn ab.«

Auf Zehenspitzen nähere ich mich dem Eingangsbereich mit der hölzernen Tür. Bedacht schleiche ich zu einem der bodentiefen Fenster, die seitlich der Tür einen Blick auf den Besucher preisgibt. Sogleich richtet sich ein Fotoapparat auf mich.

Der Blitz blendet mich.

Fluchtartig ziehe ich mich in den offen gehaltenen Wohnbereich zurück. Dabei rempele ich versehentlich Theo an, der hinter mir ebenfalls zum Fenster schlich. Ich lande genau in seinen Armen, doch der entsetzte und erstarrte Gesichtsausdruck leibt auf den Fotografen gerichtet, während er seine Arme schützend um mich schlingt.

Erneut blitzt es.

»Verdammt noch eins, die haben dich tatsächlich aufgespürt, Theo«, rufe ich beunruhigt und ziehe den wie angewurzelt dastehenden Mann in das Wohnzimmer, um uns aus der Schusslinie zu bringen. »Wie geht das an?«

Er bringt noch immer keinen Ton über die Lippen, glotzt mich nur sprachlos an und scheint mit seinen Gedanken völlig woanders zu sein.

»Theo?«

Achselzuckend und auf diese Art meiner Frage ausweichend wendet er sich halb von mir ab und verdreht zermürbt seine Augen.

»Theodor Stigner? Sieh mir gefälligst in die Augen. Wem, verflucht noch eins, hast du leichtsinnigerweise von deinem Aufenthaltsort erzählt?«

»Nur meinem Sekretär«, gibt er vernehmlich gereizt zu.

Fluchend hebe ich meine Hände und signalisiere damit auf sehr anschauliche Weise, dass ich am liebsten seinen Hals würgen würde. »Theo.«

»Was denn? Schließlich arrangiert er meine gesamten Dienstreisen, kennt diesbezüglich meine Präferenzen und gibt sich nicht mit den klatschsüchtigen Reportern ab.«

»Ach nein?«, entgegne ich schneidend und deute mit ausgestrecktem Arm zum Eingangsbereich.

Theo wirkt bei dem Blick zum Hauseingang reumütig, was mich um ein Haar dazu verleitet, ihn jetzt milde gestimmt anzusehen. Ei, ei, dieser Hundeblick ...

»Ich gehe mich kalt ab duschen, erhole mich dabei hoffentlich von deinem Leichtsinn und ziehe mich anschließend um. In der Zwischenzeit organisierst du unsere Abholung. Ohne lästigen Paparazzo.«

»Ich?«, fragt der Unvernünftige doch tatsächlich und macht mich heute damit mehr als einmal fassungslos.

»Du kannst auch gerne stracks diese Haustür öffnen und direkt in seine Kameralinse lächeln. Aber ich mache da nicht mit, weil du mich aus diesem Personenkult heraushalten wolltest. Erinnerst du dich an dein Versprechen?«, gebe ich atemlos zurück. »Alternativ verbringe ich einen gemütlichen Abend auf dem Sofa, denn ich bekomme heute schließlich keinen hoch dotierten Preis für meine Arbeit als Sprachwissenschaftlerin überreicht.«

»Aha, das ist also dein Problem, ja?«

Nicht der unverhohlene und zur Schau gestellte Zynismus irritiert mich. Vielmehr ist es die Art und Weise, die mich an ein Ehepaar erinnert, das über all die Ehejahre lernte, sich an Nichtigkeiten aufzureiben. Meine Eltern liebten sich, stritten und versöhnten sich anschließend, verirrten sich jedoch nie im Dschungel der eigenen Charakterzüge.

Vom Esstisch, dessen Oberfläche etliche Kratzer zieren, als sei sie ein Gesicht eines Menschen von beträchtlichem Alter, ergreife ich das hochmoderne Handyarmband. Mit einer geschickten Handbewegung werfe ich ihm das kostspielige Gerät zu. Ich weiß, er hasst es, wenn ich nachlässig mit sensibler Technik umgehe, aber das juckt mich augenblicklich herzlich wenig.

»Du redest, als lägen dreihundert schlechte Ehejahre hinter dir. Dabei bist du nicht einmal verheiratet.«

»Wollte deswegen keine deiner Romanzen länger als nötig bei dir bleiben? Wegen deinem Zynismus?«

Auf dem schnellsten Weg kehre ich um, denn er kennt meine Schwachstelle von einst und steckt mit diesen Worten routiniert seine Finger in die klaffende Wunde. Der Tod meiner Mutter war schwer zu verarbeiten. Jede Romanze kam mir wie ein tröstendes Pflaster vor, bis Johann mich in seine Arme nahm.

»Wenigstens hatte ich Romanzen.«

»Was sagt Babette eigentlich dazu, dass Johann, dieser greise Sabberheini dich anschnachtet, wenn du ihm einen Drink bringst, den er ohnehin verschüttet«, presst er abfällig hervor.

Mit zitternden Händen imitiert er die Parkinsonerkrankung, die Johann immer mehr erfasst, was für mich schwer genug mit anzusehen ist. Der unverhohlene Spott ekelt mich an.

»Sie wischt ihm den Sabber fort, weil sie ihn selbst in diesem Stadium der Krankheit über alles liebt.«

Ich wende mich ab. Eisern halten seine Finger mein Handgelenk umschlossen.
»Ich konnte es nie leiden, wie er dich anglotzt.«

»Komisch, denn vor langer Zeit ließ er eine Bemerkung darüber fallen, dass es ihm mit dir ähnlich ergeht. Ich beruhigte ihn, in dem ich ihm Gewissheit verschaffte, welche Gefühle ich für dich hege.«

»Du hegst mir gegenüber Gefühle?«

»Wäre es so, hättest du damals an seiner Stelle gelegen und unerhörte Dinge mit mir tun dürfen.«

Ich deute mit ausgestrecktem Zeigefinger auf meine Körpermitte. Entsetzt weitet er seine Augen, lässt mich schnellstens los und verzieht angewidert beide Mundwinkel. »Er war ein Freund deines Vaters, Emma.«

»Schau nicht so betreten.«

»Mit Johann?«, fragt er unsicher nach und wendet sich ab, nachdem ich mit den Achseln zuckend bestätige. Hektisch knetet er seine Finger, was immer Ausdruck seiner inneren Unruhe ist.

»Ja, er war bewandert und ...«

»Das reicht, Emma«, knurrt er ungehalten, hält sich seine Ohren zu und hetzt gepeinigt in die äußerste Ecke des Wohnzimmers. Vor den bodentiefen Fenstern bleibt er stehen und schaut atemlos durch die Sprossenfenster auf die Terrasse, an der wir vorhin unseren Espresso zu uns nahmen. »Diese Neuigkeit ist unerträglich für mich. Überdies kommt es mir vor, als würdest du es genießen, mich moralisch am Boden liegend zu sehen.«

»Wie könnte ich es genießen? Und, du liegst nicht am Boden. Du erhältst heute den begehrtesten Preis der Welt, den ein Forscher jemals in seinem Leben überreicht bekommen kann. Du hast alles erreicht, was du dir sehnlichst gewünscht hast. Jetzt willst du mir ernsthaft glauben machen, du liegst auf dem Boden?«

Seine Finger krallen sich um die Verstrebungen des Fensters und lassen die Gelenke blutleer hervortreten. »Du hast einen impotenten Tattergreis ...?«, fragt er tonlos, wendet mir dann jedoch rasch das schmerzverzerrte und von Traurigkeit veränderte Gesicht zu. Eindeutig kommt ihm der komplette Satz nicht über die Lippen.

»Er hat es erstklassig kompensiert.«

In Windeseile hebt Theo seine Hand und bringt mich mit dieser Geste zum Schweigen. »Gut jetzt! Danke. Warum tust du mir das an?«

»Es ist besser, wenn du nach der Preisverleihung in dein Haus zurückkehrst. Wir reiben uns hier gegenseitig auf.«

»Aber vor Wochen hast du mir gesagt, du denkst ernsthaft über meinen Vorschlag nach.«

»Theo, bitte!«

Wiederum wendet er seinen, aller Hoffnung beraubten, Blick aus dem bodentiefen Fenster, nickt abwesend, als verstünde er und gäbe sich mit meinen halbseidenen Erklärungen zufrieden.

»Verstehe, du kanntest die Antwort längst.«

»Nein, denn freundlicherweise hast du mir Bedenkzeit eingeräumt und die ist noch nicht verstrichen.«

Bemitleidenswerte Augen sehen niedergeschlagen zu mir, als schöpfe er durch meine Antwort neue Hoffnung. »Ich stehe zu meinem Wort.«

»Das hast du erwähnt und es fließt in meine Überlegungen ein.«

»Aber wenn du liebst, brauchst du keine Bedenkzeit. Wenn dich mein Heiratsantrag ehrt, hättest du ...«

Allmählich werde ich sauer, was hauptsächlich der Tatsache geschuldet ist, dass er seine nüchterne und pragmatische Frage ernstlich als Heiratsantrag auslegt. Er ist zweifelsfrei hochbegabt, stellt sich in romantischen Dingen jedoch hölzerner als der Parkettfußboden an, auf dem wir stehen.

»Wünschst du meine Anwesenheit bei deiner Preisverleihung noch immer?«, erkundige ich mich vorsichtshalber und unterkühlt. Ich verspüre keinerlei Lust auf ellenlange und quälende Debatten.

Jählings spannt er seinen hageren Körper an und fährt zerstreut mit seiner Hand über die Krawatte. »Ich Sorge dafür, dass wir unbehelligt von hier zum Firmengelände gelangen«, entgegnet er heiser und akzeptiert meinen Unwillen über diese Angelegenheit vor Ablauf der Bedenkzeit zu diskutieren, »und morgen nach dem Frühstück bist du mich los.«

»Theo?«

Sogleich bleibt er stehen, dreht sich aber nicht zu mir herum. Seine Hand ruht auf der Türklinke. Verständlicherweise er bemüht sich, seine gekränkten Gefühle zu verbergen.

»Es wird in Kürze regnen und der Chauffeur soll bitte an Schirme denken.«

»Ich nehme jede deiner Antwort zur Kenntnis«, flüstert er, statt mich gewohnheitsmäßig mit meinem Talent aufzuziehen, Regen vorherzusagen.

Mit merkwürdig beklommenen Herzen steige ich die Treppe zum Badezimmer empor, während er seinen flexiblen Bildschirm vom Handy aus dem Designerarmband herausschiebt und seine Telefonkontakte öffnet.



Selbstvergessen scrollt Theo einen Zeitungsartikel hinunter, den er auf seinem Armbandhandy liest. Den Glasbildschirm, auf dem er völlig versunken herumtippt, zog er aus dem Armband. Das grelle Licht sticht im dunklen Wageninneren der Limousine hervor. Ratlos huschen die Augen über den beleuchteten Bildschirm, in den er starrt.

Wie die drei Querfalten, die sich oberhalb der Nasenwurzel abzeichnen. Um ihn nicht zu stören und den fragilen Frieden nicht erneut zu riskieren, lasse ich ihn in Ruhe.

An seinen Schläfen zeichnen sich erste graue Haare ab. Seine mittelblonden Haare kämmt er akkurat zu einem modernen Seitenscheitel. Sorgsam befreite er das Gesicht von Bartbewuchs. Nichts raschelt, wenn er sich mit seinen Fingern nachdenklich über den Kieferknochen reibt.

Er arbeitet beinahe rund um die Uhr und opfert seine Freizeit dem beruflichen Erfolg unter. Ich komme nicht umhin, mich zu fragen, ob der Aufwand es wert ist. Freilich, wissenschaftliche Erfolge überdauern die Zeit. Dennoch. Was wird man in einhundert Jahren über Theo Stigner sagen?

Schwer atmend stöhnt er auf. Er öffnet den Verschluss des Armbandhandys, streift es vom Handgelenk und wirft es achtlos auf den Ledersitz. Der Kieferknochen arbeitet rege, während er zerknirscht aus dem Fenster der Limousine schaut und sein Kinn abstützt.

Wie von mir vorhergesagt, platschen dicke Regentropfen gegen die Scheibe und schlängeln sich durch den Fahrtwind in langen Fäden hinab. Allesamt Tränen, die der Himmel um uns uneinsichtige Menschenkinder weint.

»Ausgerechnet heute Abend regnet es«, murrte er.

»Wenigstens regnet es endlich wieder. Hätten wir mehr Wälder, würde es auch mehr regnen.«

»Ich finde Regen überflüssig. Es gibt Wettermodifikation, womit uns Wirbelstürme erspart bleiben.«

»Die bräuchten wir nicht, wenn wir uns ernsthaft bemühen, die Emissionen in den Griff bekommen.«

»Ach, Emma, du unverbesserliche Ökologin. Ich fürchte, du verrennst dich in Träumereien, die schon unsere Urgroßeltern aufgaben.«

»Du kennst meine Meinung.«

»Die kenne ich. Aber ich wünschte, du würdest ein wenig mehr Glauben in die Wissenschaft investieren. Wie einst dein Vater.«

»Ich glaube an die Wissenschaft. Nur sollte sie eben nicht Gott spielen wollen. Er sagte, es geht nicht darum, was wir erforschen, sondern wie wir die Ergebnisse dieser Forschungen zukünftig anwenden.«

»Nein, sprich nicht weiter. Heute Abend möchte ich keine aufreibenden Debatten über Ökologie oder Ethik führen. Verdirb uns bitte nicht den schönen Abend. Was sagst du zur Limousine?«

Die schwarze Luxuslimousine organisierte er mittels seines ehrgeizigen Assistenten, der obendrein einen Personenschutz auftrieb. Dieser verjagte erfolgreich den aufdringlichen Fotografen, der noch immer vor dem Haus lauerte und auf einen Schnapsschuss von Theo hoffte.

Das sind die Schattenseiten des Ruhms und ich frage mich, ob Theo die Aufmerksamkeiten unbeschadet übersteht, ohne vom Boden der Tatsachen abzuheben.

Theo ist ausschließlich für die finanziell erstklassig aufgestellten Anhänger der neuen Gentechnologie tätig und kooperiert dafür mit den Behörden. Die genehmigen und legitimieren seine umstrittenen Verfahren. Befruchtete und zuvor mit der Genschere selektierte Eizellen, pflanzt er der Frau im Operationssaal ein. Total unromantisch, finde ich und sehe nun ebenfalls zermürbt aus dem Fenster.

Kritikerstimmen, die seit Jahrzehnten gegen diese Art der menschlichen Fortpflanzungen ankämpfen, werden von den Behörden seit Jahren mundtot gemacht oder in eigens dafür angelegte Straflager ausgewiesen. Die meisten schweigen aus Angst oder behalten ihre Kritik für sich.

Jene, die sich ein Kind nach seinen Wünschen *designen*, wollen nichts von der Betrachtungsweise der Kritiker wissen. Diese behaupteten unterdessen beharrlich, dass die Wissenschaftler vorselektierte Ei- und Samenzellen benutzen, nicht die der tatsächlichen Eltern.

»Hast du über die Operation nachgedacht? Mein Team könnte dir behilflich sein, deine Eizellen zu sichern, zu analysieren ...«, bietet er mir leise, mich aber noch immer nicht ansehend an.

»Nein«, lautet meine knappe Antwort.

Stur schaue ich aus dem Seitenfenster der Limousine, an der die Stadt vorbeisaust, die im Neonlicht erstrahlt.

»Dein Vater würde es befürworten.«

»Woher willst du wissen, dass Vater die Entnahme meiner Eizellen befürworteten würde? War Vater es etwa, der diesen ganzen genetischen Selektionswahn und Injektionsmist guthieß oder warum fängst du bei diesem Thema immer von ihm an?«

»Nein, er hieß es nicht gut und ich vergesse seinen Standpunkt niemals. Aber dein Vater war es, der uns mit seinen unanfechtbaren Forschungsarbeiten einen wesentlichen Anstoß lieferte, damit wir vor der breiten Masse vernünftig argumentieren und seine Forschung in die Tat umsetzen können. Seine Forschungsergebnisse bergen doch auch Chancen für alle kommenden Generationen.«

Die gut gemeinten Chancen für kommende Generationen war in der Tat der Motor, die Vaters Forschungen einst vorantrieben. Aber das erging den Curies bei der Erforschung der Atomkraft genauso, bevor andere Forscher aus ihren Schlussfolgerungen letzten Endes die todbringende Atombombe entwickelten.

Noch heute leiden die Menschen in Hiroshima und Nagasaki an den Spätfolgen, was gewiss nicht im Sinne der Forscher war. Demzufolge rolle ich entnervt mit meinen Augen.

Vater wollte mit seinem Forschungsteam menschliche Erkrankungen im Vorfeld ausklammern und die Regenerationsfähigkeit erhöhen. Man sagt, rein zufällig stieß er auf den Schlüssel, der ein längeres Leben ermöglicht. Auf keinen Fall beabsichtigte er, mit seinen Forschungsergebnissen die Zwei-Klassen-Gesellschaft auf die Spitze treiben.

Mir wird speiübel bei dem Gedanken, wie seine Forschungen Anwendung finden, sollte der Schlüssel eines Tages gefunden werden. In den vergangenen Nächten ging Theo systematisch alle Notizen, Aufzeichnungen durch, die sich auf dem Speicher befinden. Noch heute Morgen hockte er dort oben zwischen den alten, vergilbten und staubigen Kisten und vergaß über die Suche sogar die Uhrzeit.

Seine Suche blieb ergebnislos.

Unermüdlich arbeitet er an seinen Projekten. Wie mein Vater einst. Beide Männer sind absolute Ausnahmetalente, allerdings wirkt Theo getriebener als Vater. Er ist buchstäblich von dem Gedanken besessen, ein genetisch perfekt modelliertes Kind zu erschaffen. Ein Kind frei von Krankheiten und in der Lage, sich bei Krankheiten ohne Einnahme von Medikamenten zu regenerieren. Im besten Fall erhofft er sogar den verschollenen Schlüssel für das ewige Leben zu finden.

In meinen Augen gleicht ewiges Leben der Quadratur des Kreises. Was nützt der Menschheit all die moderne Wissenschaft, wenn sie die falschen Dinge erforschen und ein instabiles Ökosystem uns alltäglich dahinrafft?

»Danke, dass du trotz der Umstände mitkommst.«

»Keine Ursache«, antworte ich schmallippig und streiche mein Abendkleid glatt.

»Willst du etwas über den neuesten Klatsch erfahren, den die Medien verbreiten«, fragt er versöhnlich und klingt sehr nah. Tatsächlich neigt er sich zu mir vor, nachdem ich den Kopf in seine Richtung wende.

»Verschone mich besser mit dem Geschwätz.«

»Wie du möchtest. Obwohl die Neuigkeiten ausgesprochen aufschlussreich wären«, versetzt er bestens gelaunt, rutscht in eine aufrecht sitzende Position und zupft sich seine Krawatte am Hals in eine bequemere Position. »Habe ich vorhin erwähnt, dass dein Kleid bezaubernd aussieht?«

»Nein, denn du warst *schmollich* auf mich.«

»Sage nicht immer *schmollich*!«

»Nicht immer schmollich«, wiederhole ich wie aus der Pistole geschossen, obwohl ich genau weiß, was er meint und wie ihn meine launenhafte Art aufbringt. Amüsiert kichert Theo. Ich freue mich, weil sich unsere Laune augenfällig bessert.

»Es ist das perfekte Kleid zu der perfekten Frau.«

»Du schmeichelst mir und dennoch fühle ich mich dabei voller Defizite«, lächele ich verlegen und weiche seinem Blick unverzüglich aus.

»Vertrau mir, die machen dich sympathisch.«

»Defizite machen sympathisch? Das ist ein Widerspruch an sich«, entgegne ich argwöhnend über seine eigentümliche Wortwahl.

»Ich ahne, als Sprachwissenschaftlerin kommt das Wort *sympathisch* nicht infrage.«

»Nein, mich überrascht lediglich deine merkwürdige Wortwahl und ich überlege angestrengt, worauf du hinauswillst. Schließlich plapperst du für gewöhnlich nicht achtlos irgendetwas Unausgegorenes daher.«

»Das überrascht mich.«

»Wieso, wenn meine Defizite bei dir bewirken, dass ...«

»Lässt du bitte die Sprachwissenschaftlerin heute Abend im Büro?« Er klingt mutlos.

»Wir sind ohnehin da und verschieben diese kleine Diskussion besser auf irgendwann.«

Die Preisverleihung feiert dieses Jahr ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass findet der glanzvolle Festakt in dem großen Saal des BIOX-Gebäudes statt. BIOX gehört Theo, womit der Bogen geschickt zu seinem Lebenswerk gespannt ist. Die Firma ist sein ganzer Stolz und ein wahrhaft überdimensionierter Prunkbau, der nach der neuesten, modernsten und innovativsten Baukunst errichtet wurde.

Am Ende einer langen, gewundenen Zufahrtsstraße befindet sich das Hauptgebäude mit der metallischen Außenhülle. Rings herum wuchern Hecken aus Brombeeren und anderen Gehölzen. Der kurz geschnittene Rasen ist künstlich angelegt.

Es heißt es sei ein englischer Rasen. Wie jene, die einst auf Golfplätzen zu finden waren. Das war, bevor die Wasserreserven knapp wurden. Er wächst nicht höher als zwei nebeneinander gelegte Finger, weil er jeden Tag getrimmt wird. Zudem kommt ein Hightech-Bewässerungssystem zum Einsatz. Das dunkle Grün wirkt frisch, erholsam und beruhigend.

Purer Luxus, den sich ausschließlich Reiche leisten können. Und auch davon nicht jeder. Einzig Ultrareiche leisten sich diese Verwendung von überlebenswichtigen Ressourcen.

Jedes Mal, wenn ich hier entlang fahre, begeistert mich die prächtige Farbe. Ich finde bedauerlich, dass es nicht jedem Erdenbürger vergönnt ist, sie zu bestaunen. Unwillkürlich frage ich mich, wie es damals aussah, als riesige Bäume

ein selbstverständlicher Anblick waren. Ich las einmal, einige Exemplare wurden an die tausend Jahre alt.

Unvorstellbar.

Theo berührt meinen Oberarm und deutet anschließend zum Hauptgebäude. Die modern gestaltete Außenhülle bedeckt den Glasbau komplett und gibt kleinere Fensterfronten vor. Eine perfekte Illusion. Ich besuche Theo vereinzelt in seinem Büro, denn das Gebäude mit den organischen Formen und großzügigen Fenstern für die Büroangestellten erscheint mir wegen der übermäßigen Überwachungstechnik dubios.

An dem ausgelegten Teppich, der feuerrot in der hell von Scheinwerfern beleuchteten Nacht glüht, warten zahlreiche Fotografen. Extremes Durcheinander herrscht, nachdem unser Wagen im Schritttempo anrollt. Der Chauffeur lässt die Fensterscheibe hinab und kündigt einem beflissenen Angestellten unsere Ankunft an. Dieser läuft sofort los, um alles Nötige in die Wege zu leiten.

Nachdem einige Hellhörige unter den Reportern Theos Nachnamen aufschnappen, drängt sich die Mensentraube hektisch zur Limousine. Beruhigend drückt Theo meine Hand, bevor er aus der durch den Chauffeur geöffneten Hintertür steigt und etliche Blitzlichter aufflackern.

Aufgeregt rufen sie seinen Namen. Er schreitet, die aufdringlichen Rufe ignorierend, um den Wagen, öffnet kavaliersmäßig die Tür und streckt mir seine Hand entgegen, um mir beim Aussteigen behilflich zu sein.

Sobald ich auf dem roten Teppich stehe, bricht ein ungeheures Blitzlichtgewitter los und blendet mich für mehrere Minuten. Theo lächelt geduldig in alle Kameras, die unzählige Fotos von uns schießen.

»Frau Conde, bitte sehen Sie einmal in meine Kamera!«

»Bitte einmal lächeln!«

»Eine kleine Umarmung und wir haben das perfekte Foto«, schreit ein zudringlicher Reporter über etliche Köpfe hinweg. Alle drängeln und schubsen sich beiseite, um die beste Position für ihre Fotos zu erwischen. Die verkaufen sie noch heute meistbietend an die begierige Presse, die schon begierig darauf warten, jedes kleine Detail in ihren Klatschspalten zu veröffentlichen. Am liebsten mit handfesten Skandalen, die den meisten Umsatz bedeuten.

In Anbetracht unseres globalen Desasters eigentlich ein verabscheuungswürdiger Rummel. Aber es ist wie zu Zeiten der Römer. Brot und Spiele.

Manche Dinge ändern sich offensichtlich nie.

»Von welchem Designer ist Ihr Kleid?«

»Sehen Sie doch mal hier her, Frau Conde!«

»Ihr Vater wäre bestimmt stolz, Sie heute Abend an der Seite seines Nachfolgers zu sehen. Lächeln Sie bitte einmal in meine Kamera?«

Über all diese Fragen blendet das flackernde Licht der Blitze, bis ich mich schwindlig fühle. Ich finde derartige Aufforderungen und Aussagen beklemmend, zumal ich lediglich die Tochter meines Vaters und nur durch das Privileg der Geburt in den Medien bekannt bin. Diese Aufmerksamkeit wäre mir angenehmer und leichter zu ertragen, wenn ich seltene Schriftzeichen entschlüsselt und damit den Blick auf die Welt verändert hätte.

Theo, der diesen Wirbel um Vater hasst, wirkt immer entnervter. In gewisser Weise wetteifern Forscher um die prestigeträchtigsten Erkenntnisse, weshalb er nun derart angesäuert reagiert. »Lass uns schnell hineingehen«, bittet er mich mürrisch und lotst mich rasch über den roten Teppich.

Im Foyer des Laborgebäudes angekommen, reicht er einer blutjungen Dame am Einlass die Einladungen.

»Herzlich willkommen zur Preisverleihung, Herr Stigner. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend«, frohlockt sie strahlend und präsentiert formschöne Zähne.

Theo nickt knapp und zieht mich in eine ruhige Ecke. Besorgt blickt er zu der Taube aus Fotografen, die dem nächsten Glitzerpaar der Klatschpresse seine Aufmerksamkeit schenkt. Bei denen spielen sich derzeit ähnliche Szenen ab, wie bei unserer Ankunft.

»Ich schwöre, ich werde ärgerlich, wenn sie mich von den Fotos retuschieren.«

»Wieso sollten sie das tun? Es ist dein Abend und immerhin bekommst du einen Preis für dein Lebenswerk. Du bist heute die Nummer eins.«

»Ich werde wirklich sauer«, zischt er mich mit einer senkrechten Zornesfalte an, die sich zwischen seinen gerade verlaufenden Augenbrauen bildet. Der kalte Blick, zu dem er fähig ist, jagt mir für einen Moment eiskalte Schauer über den Rücken.

»In dem Fall wäre ich besser zu Hause geblieben. Sie haben Vater noch nicht vergessen und gehen wie selbstverständlich davon aus, ich fülle diese Lücke, dabei bist du sein Nachfolger, nicht ich. Nach heute Abend werden Sie es wissen, also beruhige dich.«

Mit seiner Weisheit am Ende sieht er mich an. Anhand der nach oben gezogenen Augenbrauen erkenne ich, wie wenig Gedanken er sich zuvor gemacht hat, die Tochter seines Mentors zu dieser Veranstaltung einzuladen. Erst jetzt spürt er, wie ich ihm, wenn auch unabsichtlich, den Rang ablaufe und wie unwohl ich mich dabei fühle.

Auf dem roten Teppich bejubeln die Reporter nun die soeben eingetroffenen Berühmtheiten der Wissenschaft und Politik. Die wenig übrig gebliebenen Gegner der genetischen Selektion wurden vorsorglich am anderen Ende der Stadt mit einem Großaufgebot mithilfe von etlichen Sondereinsatzkommandos vom Veranstaltungsort ferngehalten.

Schon im Vorfeld gab es unzählige Festnahmen, damit ja kein noch so winziges Ärgernis den glamourösen Festakt ruiniert. Die High Society der Forschung

möchte unbehelligt feiern und sich auf gar keinen Fall mit Kritik, Bedenken oder Zweifel auseinandersetzen.

Ich lege meine Hand auf Theos Unterarm, um ihn zu beruhigen. Zeitgleich schlucke ich meinen Groll auf den fachlich begnadeten, aber gefühlsmäßig ungelungenen Mann herunter, der mir stammelnd und ohne Verlobungsring einen plumpen Heiratsantrag gemacht hat.

»Sie wagen es nicht, Theo. Wir machen uns einen schönen Abend und ich halte mich von den Reportern fern, bis sie sich beruhigen und genügend Fotos von dir im Kasten haben.«

»Du bist wunderbar.«

Erneut wende ich meinen Blick ab, denn seiner durchdringt mich buchstäblich.

Inzwischen drängen sich immer mehr Gäste zur Einlasskontrolle. Die kreischenden Rufe der Reporter vertreiben jäh den zerbrechlichen Frieden, der zwischen Theo und mir aufkeimt. Es gibt hier nirgendwo ein Entrinnen und unsere strapazierten Nerven liegen erneut blank.

Ein Pärchen schreitet lächelnd auf uns zu. Erleichtert erkenne ich den amtierenden Stadtrat Edmund Freiger mit seiner geschiedenen Frau Martina. Vaters Freunde, die regelmäßig zu seinen Freitagabend Empfängen kamen und gute Bekannte von mir sind.

»Ich fühle mich heute ernsthaft entbehrlich«, murmele ich, denn der Stadtrat erreicht uns just in dieser Sekunde. Auf Theos Gesicht zeichnet sich ein müdes Lächeln ab, weil er sich durch die Neuankömmlinge gestört fühlt.

»Wie erfreulich, dich nach so langer Zeit zu sehen, Emma«, begrüßt mich der sympathische und füllige Stadtrat mit den Geheimratsecken an der hohen Stirn. »Die Reporter benehmen sich wie die Aasgeier und erst die einfältigen Fragen, die sie stellen. Die schlagen dem Fass glatt den Boden aus. Guten Abend, Herr Stigner. Wie ich jüngst hörte, sitzen wir erfreulicherweise am selben Tisch. Wenn Sie uns also bis nachher entschuldigen, Martina drängt es auf dem schnellsten Weg zur Damentoilette, denn sie fühlt sich von der Aufregung und dem elendigen Blitzlichtgewitter unwohl.«

Besorgt mustern wir drei die fahl wirkende Frau, die sich in seine Seite drückt, um sich dort anzulehnen. Ich schätze ihr angenehmes Wesen. Auf mich wirkt sie wie ein jung gebliebenes Schneewittchen. Ihre dunkelbraunen Haare, der blasse Teint und die unsagbar klugen Augen riefen schon als Kind meine Vorstellung von einem lebenden Märchenwesen wach.

»Komm Martina, du siehst tatsächlich blass um die Nase aus. Ich begleite dich gern zur Toilette«, biete ich hilfsbereit an und reiche ihr meinen Arm als Stütze.

»Sehr gern«, gibt sie verhalten zurück. »Wir treffen uns dann gleich am Tisch?«

»Selbstverständlich, Martina«, entgegnet Theo höflich, tritt jedoch nah zu mir, um mir noch einen Satz in mein Ohr zu flüstern: »Ich gebe dir eine weitere Woche Bedenkzeit.«

Schnellstens schaue ich an ihm vorbei. Statt einer Antwort führe ich Martina in die gut besuchte Damentoilette.

Dort geleite ich sie zu einem der vielen gepolsterten Stühle, drängele mich durch die aufgeregte Frauenmenge, die ihre Aufmachung an den Spiegeln überprüft und befeuchte ein Tuch. Nach wenigen Augenblicken wieder zurück, reiche ich ihr den Lappen, den sie dankbar entgegennimmt und zaghaft lächelt.

»Wenn der Festakt nicht so wichtig für Edmund sein würde, wäre ich am liebsten bei meinem angelesenen Buch geblieben«, gesteht sie mir, während ich ein bereitgestelltes Wasserglas für sie fülle.

»Du besitzt ein echtes Buch?«

Vater besaß einst auch sehr viele. Aber heute ... verschwunden, wie die weitschweifigen, saftig grünen und üppig wachsenden Wälder.

»Nicht nur eines, mein Kind, aber ich erwähne es ungern. Du weißt ja, die Neider. Die Bücher lagern in einer hoch gesicherten, klimatisierten Bibliothek. Jedes Einzelne spricht meine Sinne an. Ein Buch aufzuschlagen, gleicht wahrhaft einem feierlichen Ereignis. Der wohlige Geruch des Papiers. Das erhebende Gefühl, Wissen in den Händen zu halten ... phänomenal. Derzeit lese ich Herman Melvilles *Moby Dick*. Kennst du es? «

»Nicht in Papierform, aber inhaltlich ging es um Umweltthemen, wenn ich mich recht erinnere.«

»Melvilles war seiner Zeit offenbar weit voraus. Digital finde ich jedes Buch nur halb so spannend wie auf Papier. Stell dir vor, wie er schon damals wunderbar den Raubbau an der Natur erfasst und das Thema geschickt in ein spannendes Naturabenteuer verwoben hat.«

»Ich kann mir echte Bücher leider nicht leisten. Vater verbrannte in einem Wahnanfall alle auf der Terrasse. Aber es waren ohnehin keine Romane, sondern ausnahmslos wissenschaftliche Texte.«

»Um jedes vernichtete Wort auf Papier sollten wir eine Träne weinen. Wie schade, dass heutzutage sogar angemessen bezahlte Sprachwissenschaftler darauf verzichten müssen. Die Bibliothek wäre eine echte Fundgrube für dich, meine Liebe. Die reinste Offenbarung.«

»Ich fürchte, jetzt fühle ich mich neidisch und würde sehr gern einmal lesen. Überdies bin ich zufrieden, dass ich auf dem Speicher einen uralten Schreibblock gefunden habe und empfinde selbst ihn als zu kostbar, um ihn zu beschreiben. Aber ich rieche laufend an dem wunderbar duftenden Papier.«

»Ja, Schade um all die abgeholzten Bäume. Stell dir vor, ich kenne eine Stelle, an der noch welche im Überfluss wachsen. Weißt du was? Ich leih dir *Moby Dick*, sobald ich damit durch bin. Aber, du musst mir hoch und heilig versprechen, es gut zu verwahren und pfleglich zu behandeln.«

»Wie bitte?«

Ich weiß nicht, auf welche der beiden Aussagen ich zuerst erstaunt reagieren soll. Sie kennt einen echten Wald und leiht mir ein echtes Papierbuch aus?

»Sieh nicht so überrascht, Liebes. Ich leih es dir aus, denn du musst unbedingt erfahren, wie ungemein sinnlich es sich anfühlt, einen Roman vom Papier abzulesen, eine Seite umzublättern, die Struktur des Holzes zu fühlen. Es ist erheblich sinnlicher, als das neumoderne Steinpapier, obwohl dies gewisse Vorteile hat, die ich nicht leugne. Ehrlich gesagt wäre ich jetzt am liebsten daheim mit einer Tasse duftenden Tee. Ich würde liebend gern der Geschichte folgen und mich in dem Kampf zwischen Mensch und Natur verlieren. Aber, ich verrate nicht, wie die Geschichte ausgeht.« Träge erhebt sie sich und umfasst Halt suchend meinen dargebotenen Arm. »Ach, wie schrecklich ich die wöchentlichen Empfänge deines Vaters, vermisse, Emma. Die ganzen Freigeister, die Querdenker und Wegweiser, die sich um ihn geschart haben ... Dabei fällt mir ein, wie du und mein Sohn euch andauernd in das Arbeitszimmer verkrochen habt.«

»Daran erinnere ich mich gar nicht, so lange muss es zurückliegen. Er war doch auf irgendeinem Internat?«

»Richtig, aber das scheint mir ebenfalls Ewigkeiten her. Entschuldige meine heutige Rührseligkeit. Ich fühle mich etwas geistesabwesend.«

»Geh einfach nach dem offiziellen Teil zu deinem *Mobi Dick*«, ermutige ich Martina lächelnd, die sich auf den kurzen Marsch zum Tisch konzentriert.

Dort angekommen, springen Theo, der Stadtrat und andere Männer auf. Sie saßen bereits und unterhalten sich aktuell miteinander. Äußerst angeregt, wie ich feststelle.

»Guten Abend, die Herren. Frau Wenzin. In Anbetracht von Martinas Verfassung setze ich mich besser neben sie. Wenn die Herren daher bitte liebenswürdigerweise jeweils einen Stuhl weiter rücken würden? Danke schön«, verkünde ich bestimmt, ohne großartig in jedes einzelne Gesicht zu schauen.

Ein modisch gekleideter Mann, der mit dem Rücken zu mir sitzt und sich eifrig mit Edmund unterhält, springt prompt auf. Er sitzt neben Martina und fühlt sich sogleich angesprochen. Jeder am Tisch rückt freundlicherweise einen Stuhl weiter.

Auch er.

Der graue Anzug, den sieben Knöpfe am schräg verlaufenden Reverse zieren, wurde mit schwarzen Paspeln abgesetzt und schmückt ein farblich passendes Einstecktuch. Die gepflegte Erscheinung steht im Widerspruch zur Langhaarfrisur, die untypisch und gegen die aktuelle Mode der Männer steht. Höflich bietet er mir seinen Stuhl an, den er ritterlich ein winziges Stück zurückzieht.

Graue Augen blicken mich an.

Innerlich erstarre ich zu einer Salzsäule. Vor mir steht der jüngste Professor aller Zeiten, der lieber in Leipzig studiert hat als in Harvard oder Oxford.

Mit einer anmutigen Handgeste bittet er mich, seinen Stuhl anzunehmen, damit ich neben Martina Platz finde. Wie der füllige Edmund bei Martina hilft er

mir beflissen, den Stuhl so zu platzieren, damit ich mich mühelos setzen kann. Dankend lächele ich ihn an, doch ich fürchte, ich sehe hochgradig albern dabei aus.

Theo räuspert sich und rutscht unruhig auf seinem Stuhl umher. Gewiss behagt ihm nicht, wie auffällig lange mich die imposanten und in der Farbe beeindruckenden Augen mustern. Und ich dachte damals, er hätte blaue oder gar braune Augen.

Jetzt verstehe ich, warum dieser Blick ..., denn er geht tatsächlich durch und durch.

»Askel, das ist Emma. Erinnerst du dich an sie?«

Seine Augen auf mich gerichtet, schweigt er, wendet seinen zudringlichen Blick jedoch nicht ab.

»Constantins Tochter«, erklärt Martina. »Emma, das ist mein Sohn Askel.«

Askel von Host ist Martinas Sohn?

Dann ... Das ist der kleine Junge, mit dem ich in Vaters Arbeitszimmer gespielt haben soll? Ich erinnere mich nicht.

»Das reinste Affentheater, fand ich«, murmelt Theo, wenngleich er nicht gemeint war.

»Sie übertreiben maßlos, Theo«, wirft der Edmund ein, der neben Martina Platz nimmt. »Sie spielten zusammen, verstreuten kurzerhand die Spielkarten im gesamten Büro und erkoren einen Adler als ihr Wappentier für ihre imaginäre Flagge. Anschließend stellten sie Constantins Büro auf den Kopf. Ich fand es grandios, dabei war Emma erst fünf.«

»Nein, Edmund, denn sie war vier Jahre«, korrigiert Martina und deutet es mit der entsprechenden Zahl der erhobenen Finger an.

»Ich?«, frage ich überrascht, weil mir jegliche Erinnerung daran fehlt und nun fragend zu Martina blicke.

Die ergreift meine Hand, drückt sie fest und murmelt hinreißend lächelnd: »Es war so entzückend, euch Kinder zu beobachten. Ihr habt aus jeder Kleinigkeit eine Wissenschaft gemacht. Niemand von den Erwachsenen wollte euch dabei stören, aber alle sahen hingerissen zu.«

»Du erinnerst dich nicht? Ernsthaft?«, erkundigt sich Askel vergnügt, wobei der rechte Mundwinkel ein leichtes Zucken umspielt.

»Ich erinnere mich verschwommen an etwas anderes«, murmele ich wahrheitsgetreu und bereue es auf der Stelle.

»Woran?«, möchte er erwartungsgemäß wissen.

Mit gesenktem Kopf greife ich zur Serviette und hoffe, niemand der Anwesenden bemerkt, was ich auf meinen Wangen spüre. Mein Sympathikus, jener Nervenstrang, der Teil des vegetativen Nervensystems ist und somit unwillkürlich die Regulation bei Stress übernimmt, versetzt mich skrupellos in höchste Alarmbereitschaft und pumpt unentwegt erhitztes Blut in meinem Kopf, bis sich meine Wangen kochend heiß anfühlen.

Das Schlimme an der Sache: Ich kann nichts dagegen unternehmen, fühle mich der Hitze hilflos ausgeliefert und kann in meinem stillen Kämmerlein nur hoffen, es bemerkt niemand.

Ende der Leseprobe